

Warum komponiere ich (nicht) für die Kirche?

Eine Umfrage unter Komponistinnen und Komponisten (III)

Wie hast du's mit der ... Kirche? Die große geistliche Tradition der westlichen Musikgeschichte verlockt Komponisten zu neuen Werken. Aber will wirklich jede und jeder für „die Kirche“ schreiben? In der zweiten Folge der Umfrage, die in unregelmäßigen Abständen fortgesetzt werden wird, äußern sich Burkhard Kinzler, Sven-Ingo Koch, Sergej Newski und Thorsten Schmid-Kapfenburg.

Burkhard Kinzler

Ich könnte es mir einfach machen: aufgewachsen in einer kirchenmusikliebenden Familie und früh über Chorsingen und Orgelspielen in die Musik hineingewachsen, als Jugendlicher in einer Band am Rande der damaligen christlichen Rockszene gespielt, dabei erste Erfahrungen im „Musikherstellen“ gemacht, Chöre geleitet und dann Kirchenmusik studiert – da scheint es folgerichtig, als Komponist sein Schaffen der Kirchenmusik zu widmen. Aber so einfach ist es nicht.



Burkhard Kinzler

Während des Studiums wachsen Zweifel an der Institution, das Kompositionsstudium eröffnet andere Perspektiven auf neue Musik mit und vor allem ohne Text, der Kontakt zur Institution Kirche wird lose und verliert sich schließlich fast ganz.

Und dennoch: Wenn ich darüber nachdenke, welche Inhalte mich als Komponist umtreiben, sind es die existenziellen Themen wie Werden und Vergehen, Freiheit und Verantwortung, Schuld und Vergebung, Solidarität und Gemeinschaft – zentrale Fragestellungen des Christentums, für das halt immer noch die Kirche „zuständig“ ist. Der relative Abstand zur Institution ermöglicht mir, diese Themen mit unabhängigem Blick zu betrachten. Ich konnte ein neues „Verhältnis zum Text“ entwickeln, hin zur Posi-

tion eines Klangforschers, der Text auch als Reservoir für musikalische Strukturen sieht und sich darüber im Klaren ist, dass Musik die beschränkten Möglichkeiten sprachorientierter Semantik weit hinter sich lässt. Und so versuche ich, mit meiner Musik die innersten Fragen des Christentums quasi von außen wieder in die Kirche hineinzutragen, in der demütigen Hoffnung, einen frischen Blick darauf zu ermöglichen, der im besten Fall Menschen erreichen und anregen kann, sich (erneut) Gedanken über die existenziellen Fragen zu machen.

Sven-Ingo Koch

Als 13-Jähriger spielte ich gerne Orgel in der Kirche. Auf Hochzeiten verdiente ich mir ein Taschengeld, mit dem ich Notenkäufe finanzierte. Eigentlich Klavier-, nicht Orgelschüler, spielte ich vor der Hochzeit oft „Fröhlicher Landmann“, danach „Erster Verlust“. Der Pfarrer meinte im Gespräch, meine ausgewählten Stücke würden klanglich gut in den Rahmen passen. Als ich ihm mit Augenzwinkern die Titel nannte, teilte er meine Begeisterung gar nicht mehr.

2006 komponierte ich für das Mülheimer Kirchenmusik-Festival „Utopie jetzt“ mein Stück „Ungleichzeitiges“, das auf den Kirchenraum eingeht: Die Musikerinnen und Musiker sitzen in den Seitenschiffen um das Publikum herum verteilt, die Proportionen des Raumes sind in die Struktur des Stückes eingegangen.

Heute prallt meine Liebe zu großen geistlichen Werken (und meine Faszination für alte, architektonisch herausragende Kirchenräume) auf meine Skepsis gegenüber der Kirche als machtvoller hierarchischer Institution. Ich kann mir nicht vorstellen, für einen Anlass zu komponieren, bei dem einer „jener Herren“ in gehobener Funktion präsent ist, die seit längerer Zeit von sich reden machen, uneinsichtig weiterhin Macht ausüben und die ich lieber im Gefängnis (oder zumindest in Klausur) sähe.

Würde ich heute für Solo-Orgel komponieren, inspirierte mich (wie auch bei einem Streichquartett) ihre große musikalische Tradition. Aber gleichzeitig repräsentierte die Orgel (wie auch das sie umschließende Kirchengebäude) nicht



Sven-Ingo Koch (Foto: Villa Massimo / Novelli)

selten nur die Erhabenheit eines Schöpfers (einer Schöpferin?) und des Glaubens, sondern oft auch die Macht der Kirche. Damit kompositorisch umzugehen, wäre eine Herausforderung und bedürfte einiger musikalisch fantasievoller Subversion. Zu einer Brian-Passion, frei nach Monty Python, könnte ich hingegen keinesfalls nein sagen.

Sergej Newski

Ich fühle mich nicht berechtigt, etwas „für die Kirche“ zu komponieren, weil ich keiner Kirche angehöre. Zugleich habe ich im Laufe des Lebens immer wieder die Inspiration im christlichen Denken und Glauben gesucht und gefunden. 2004 entdeckte ich im Sacro-Speco-Kloster bei Subiaco in Lati-



Sergej Newski (Foto: Harald Hoffmann)

um die Höhle des Heiligen Benedikt mit dem einzigen zu den Lebzeiten gemachten Bildnis des Heiligen Franziskus, was zum Ausgangspunkt eines für mich ganz wichtigen Opernprojektes, des Musiktheaters *Franziskus* wurde. Ich bezog mich auf die Erinnerungen des Schülers von Franziskus, Thomas von Celano, und bat den Dramatiker Claudius Lünstedt, die Monologe des Protagonisten so zu verfassen,

dass er „nicht nur als netter Tierfreund“ (so die Franziskaner vom Schwaz, wo das Stück zur Uraufführung kam) dargestellt wurde, sondern auch als komplexe Persönlichkeit, zerrissen von Zweifel wie von Euphorie. In dieser Oper benutzte ich sowohl das „Einfältige Gebet“, das Franziskus zugeschrieben wurde, sowie das Gebet des Franziskus vor dem Kreuzbild von San Damiano (1206) im Finalchor. *Franziskus* war für mich die tiefste Berührung mit dem christlichen Glauben und wurde zu einer wichtigen Erfahrung, obwohl der kirchliche Ritus in meinem Leben keine entscheidende Rolle spielt. Vielmehr bedeutet für mich das Christentum aber ein ethisches Koordinatensystem, verbunden mit einer Chance auf eine metaphysische Erfahrung. Und diese Erfahrung wiederum ist nicht von der Beschäftigung mit der Kunst trennbar, sie kann durch die Kunst weder ersetzt noch simuliert werden, beeinflusst aber unseren Weg und unser Denken. Diese Sehnsucht nach Metaphysik, verbunden mit einem kri-

tischen Blick auf die Realität ist für mich das wichtigste Merkmal der wahren Kunst.

Thorsten Schmid-Kapfenburg

Von klein auf katholisch sozialisiert, lernte ich die Kirche bereits früh kennen. Später entwickelte sich ein ambivalentes Verhältnis zur Kirche. Wie kam es dazu? Als ich ein jugendlicher Organist war, versuchten meine Eltern, mir einen Obolus zu erwirken. Der Geistliche erwiderte, ich solle zur Ehre Gottes spielen. Zur Zeit des Firmunterrichts wurden wir Schüler dazu genötigt, für einen Mitschüler zu beten, der tags zuvor bei einer autotroischen Handlung er-
tappt worden war.



Thorsten Schmid-Kapfenburg

Der lädierte Eindruck, den die Kirche auf mich machte, erholte sich ein wenig, als ich mit vierzehn bzw. fünfzehn Jahren die Sommerferien in einem Kloster in den USA verbrachte. Die ländlich-liberale Haltung der Ordensfrauen wirkte auf mich sympathisch entspannt – dabei aber keinesfalls weniger geistlich seriös. 2005 trat ich aus privaten Existenznöten aus der Kirche aus. Heute habe ich längst meinen Frieden mit der Kirche gemacht und sehe nun vor allem die Menschen, denen die Kirche Halt und Orientierung bietet, Perspektiven aufzeigt und die Furcht vor Ungewissheit mildert.

Ich habe weltliche Musik komponiert, die des Kirchenraumes bedarf. Meine Oper *Galen* (Münster 2022) ist zwar die Geschichte eines geistlichen Würdenträgers; allerdings ist sie kein geistliches Werk.

Warum also habe ich noch nie für die Kirche komponiert? Dies hat keine ideologischen Gründe, sie hat mich schlichtweg bis heute nicht dazu beauftragt. Hätte man mir die Frage allerdings früher gestellt, hätte es durchaus sein können, dass meine Antwort im Zuge einer jugendlichen Sturm-und-Drang-Haltung etwas ideologisch-gefärbt ausgefallen wäre. Wenn ich heute mit meiner Musik dazu beitragen könnte, gläubige Menschen in ihrem Glauben zu unterstützen, wäre mir das der edelste Grund. Für die Kirche zu schreiben, ist für mich durchaus im Rahmen des Vorstellbaren – obwohl ich, heute wie damals, davon ausgehen müsste, dass sich ihre Würdigung in engen Grenzen hielte.